



## »Ich liebe meine Mutter, aber ich verstehe sie nicht«

*Die Mutter wählt die Grünen, liest Zeitung und hilft Geflüchteten. Dann rutscht sie nach und nach ab in die Welt der Verschwörungsideologien. Nach 15 Jahren voller alternativer Fakten und Wunderheiler fragt sich ihre Tochter: Was hält unsere Familie noch zusammen?*

Von KATI KRAUSE, ZEITmagazin Nr. 2/2021 vom 7.01.2021

Im Wohnzimmer meiner Eltern, neben der Terrassentür, steht ein gelb-schwarzer Teewagen aus den Achtzigerjahren. Seit ich denken kann, liegen darauf die Zeitungen, die sie abonniert haben: die *Süddeutsche*, die *ZEIT*, das Infoblatt der Gemeinde, früher war auch noch der *stern* dabei. Oben auf dem Wagen liegen, ordentlich gefaltet, die noch nicht gelesenen Seiten. Unten, was zum Altpapier kann.

Als meine zwei Schwestern und ich noch bei meinen Eltern wohnten, zerpflückten wir die frische Zeitung jeden Morgen unter erhitzten Diskussionen. Wer durfte welchen Teil beim Frühstück lesen, wer was mit in die Arbeit oder die Schule nehmen? Um den Politikteil gab es den größten Streit. Meine Mutter riss sich dann oft die Panorama-Seite raus, für ihre Tasse Tee kurz vor acht, wenn das Haus endlich leer war. Politik interessierte sie nicht so.

Als ich meine Eltern vergangenen Sommer in ihrem Münchner Vorort besuchte, ging ich wie so oft bei erster Gelegenheit zum Teewagen und durchstöberte, was noch übrig war: ein Lokalteil, ein Katalog für Radreisen, ein paar herausgerissene Seiten mit Empfehlungen für E-Bikes und ein österreichisches Alpin - Magazin, das mein Vater, nun im Ruhestand, gern liest. Zwischen all diesen mir vertrauten Inhalten einer wohlhabenden, bürgerlichen Existenz lag noch etwas anderes, ein pechschwarzes Cover, von dem mich die großen Augen der 2007 verschwundenen Maddie McCann anstarrten: das rechtspopulistische Magazin *Compact*.

Ich habe in den letzten zehn Jahren so viele befremdliche Dinge im Haus meiner Eltern vorgefunden, dass mich inzwischen wenig überrascht. Als ich das erste Mal einen Wahlkampagnen-Brief von Beatrix von Storch auf dem Küchentisch liegen sah, da fühlte sich das noch an wie ein kurzer Stich in der Magengrube. Als ich einen Katalog des esoterisch-verschwörungsideologischen Kopp Verlags fand, stöhnte ich laut. Als an den Obstbäumen im Garten Zettel mit Zahlenreihen hingen, die die Bäume heilen sollten, musste ich sogar lachen. Lediglich der Aufkleber an der Haustür mit dem Slogan »Ein Bett für Snowden« war mir sympathisch. Das war eine Ausnahme.

Vergangenen Sommer, beim Anblick der *Compact*, verzog ich keine Miene mehr. Ein Blick hin zu meinem Vater. Der winkte nur müde ab: »Frag nicht.«

Meine Mutter ist, so würde ich behaupten, ein Urgestein der Verschwörungsideologien. Als sie uns irgendwann um das Jahr 2004 überzeugen wollte, dass in Wirklichkeit die CIA für die



Anschläge vom 11. September 2001 verantwortlich war, drehte Donald Trump noch die erste Staffel von *The Apprentice*, Ken Jebsen war ein stinknormaler Radiomoderator, und Attila Hildmann briet sich wahrscheinlich gerade sein allererstes Tofuwürstchen.

Es war eine langsame Entwicklung, wenn auch keine schleichende, denn leise war meine Mutter nie. Lange dachten wir, der Rest der Familie, das werde sich schon wieder legen. Heute fragen wir uns, wo es enden soll. Es ist natürlich eine rhetorische Frage, denn mit einem Ende rechnet niemand mehr.

Eine meiner Lieblingsgeschichten über meine Mutter stammt aus unserem gemeinsamen Skiurlaub vor vielleicht zehn Jahren. Sie erspähte auf der Piste ein Ehepaar, das sie am Vorabend in der Sauna unseres Hotels kennengelernt hatte. Sie fuhr zu ihnen und grüßte überschwänglich. Als das Paar sie nicht gleich erkannte, sagte sie lachend: »Wir kennen uns nur nackt!«

Ich hätte beinahe ein Loch in den Schnee geschmolzen vor Scham. Meiner Mutter ist eigentlich nie etwas peinlich. Auf meiner Hochzeit vor gut zwei Jahren erzählte sie aufgeregt herum, dass sie gerade eben einen Scientology-Anhänger kennengelernt habe. In Wirklichkeit war der Mann aus England ein *scientist*, ein Wissenschaftler – und etwas verduzt über die Verwechslung. Sie selbst lachte sich kaputt über ihren Fehler.

Meistens ist es mein Vater, der die Situation dann wieder in gesellschaftlich akzeptierte Bahnen bringt. Ein entschuldigendes Lächeln, ein harmloser Scherz, die Rolle des Diplomaten liegt ihm. Er nimmt sie auch gegenüber der Handvoll langjähriger Freunde ein, die sich mittlerweile von meiner Mutter distanzieren haben. Wegen ihrer schwer verdaulichen Ansichten, aber vor allem, weil sie andere pausenlos von ihnen zu überzeugen versucht. Oder wenigstens aus der Reserve locken möchte. »Das ist leider mein Skorpion-Aszendent«, sagt meine Mutter dazu nur. Und: »Ich bin wie Trump ein Provokateur.«

Seit ungefähr 15 Jahren lebt meine Mutter zunehmend in einer Parallelwelt aus alternativen Fakten und eigenen Wahrheiten. In dieser Welt gibt es nur Gut und Böse, und alle Ereignisse werden von versteckten Mächten gesteuert. Angela Merkel treibt die Umvolkung Deutschlands voran, das internationale Finanzsystem wird bald ausgetauscht, und eine globale Elite von Schauspielern und Politikern tötet Kinder, um aus deren Blut Mittel für ihre eigene Verjüngung herzustellen. Allein ihre Thesen zu Corona könnten ganze Seiten füllen. Sie widersprechen sich, doch das war für meine Mutter noch nie ein Hindernis. Hauptsache, der Drost landet bald im Gefängnis.

Ich habe mich oft gefragt, woher das alles kommt. Warum ausgerechnet sie sich irgendwann eine zweite Welt aufgebaut hat, sie, die bodenständig und lebensfroh ist und diese unsere Welt immer so gern mochte. Und noch während ich das schreibe, höre ich ihre Stimme in meinem Kopf: Diese zweite, neue Welt habe sie sich doch nicht »aufgebaut«. Sie habe sich ihr offenbart!

Meine Mutter wurde 1958 geboren, als ältestes von vier Kindern, in einer mittelgroßen Stadt in Rheinland-Pfalz.



Ihre Mutter war erst vor den Russen aus Ostpreußen, dann vor dem Sozialismus aus Sachsen geflohen, bekam dann innerhalb von fünf Jahren zwei Mädchen und zwei Jungen und musste allein den Haushalt wuppen.

Seit ich denken kann, erzählen die Geschwister meiner Mutter bei Festen von den Streichen ihrer Jugend. Wie sie sich eine Kopie des Schlüssels zum Weinkeller machen ließen und heimlich Flaschen für Partys stibitzten. Wie sich die Familie beim Skifahren einmal so danebenbenahm, dass sie in der Pension Hausverbot bekam. Die Geschichten wurden bei viel Wein und in lauter Runde erzählt, auch deswegen erschien mir die Familie meiner Mutter immer grundgesund: gut essen, gut trinken, viel lieben und lachen. Dass genug Geld da war, schien immer selbstverständlich.

Meine Eltern lernten sich kennen, als meine Mutter in die WG meines Vaters in München-Schwabing zog. Er, neun Jahre älter als sie, hatte sein Ingenieurstudium abgeschlossen und war Assistent an der Bundeswehr-Hochschule, sie machte ihr praktisches Jahr als Krankengymnastin. Damals stand das Vermieten an unverheiratete Männer und Frauen noch unter Strafe. Der Vermieter drückte ein Auge zu. Die Zimmer meiner Eltern waren durch eine Tür verbunden, vor die meine Mutter einen großen Holzschrank stellte. Irgendwann haben sie den Schrank beiseitegeschoben.

Ich habe erst später verstanden, dass die Kindheit meiner Mutter nicht nur aus lustigen Anekdoten bestand. Als sie geboren wurde und ihr Vater erfuhr, dass sie ein Mädchen war und somit als Erbin des Familienunternehmens ausfiel, ging er in die Kneipe, um sich zu besaufen. Die Geschichte habe ich Dutzende Male gehört, auch von meinem Großvater selbst. Er lachte, wenn er sie erzählte.

Meine Mutter wusste also, wie es sich anfühlte, unerwünscht zu sein. Sie erfuhr es wieder, als sie meinen Vater kennenlernte: Sie hatte kein Abitur. Meinem Vater war das egal. Seiner Mutter aber, die großen Wert auf akademische Leistung legte, ganz und gar nicht.

Mein Vater hatte als Kind jeden Tag unter Aufsicht und mit beschränkten Klozeiten Klavier üben müssen. Schlecht in der Schule zu sein war keine Option. Und auch wenn mein Vater dieser Erziehung eigentlich entkommen wollte – den Leistungsdruck gab er an seine Töchter weiter.

Ich habe meine Mutter immer als ein Gegengift zum Charakter meines Vaters gesehen. Sie war ein Feuerball aus Lebensfreude. Andere hätten nach der Abfuhr Abstand zu ihrer Schwiegermutter genommen, doch meine Mutter überschüttete sie mit Zuneigung, zog nach der Hochzeit mit meinem Vater in ihr Gartenhaus und organisierte ihr zum 60. Geburtstag eine große Feier. Am Ende hat sie sie rumgekriegt.

Um ihren Vater, von dem sie sich nicht sonderlich geschätzt gefühlt hat, kümmerte sie sich viel in seinen letzten Lebensjahren. Nicht aus Pflichtgefühl – sondern weil sie gerne Menschen hilft. Sie liebt das. Überhaupt, Liebe. Meine Mutter hat so viel davon, dass es mir manchmal vorkommt, als könne sie alles Schlechte auf der Welt darunter ersticken.

Mir war das manchmal zu viel. Die Liebe meines Vaters glaubte ich mir verdienen zu müssen, vor der meiner Mutter konnte ich mich kaum retten.



Ich selbst hab's nicht so mit körperlicher Zuneigung. Schon als Kleinkind wollte ich nicht gerne geküsst oder umarmt werden. Das war schwer für sie, immerhin war ich ihr erstes Kind. Doch später sagte sie immer: Du bist halt so.

»So« hieß: ganz anders als sie. Wo sie vorprescht, bin ich zurückhaltend. Wo sie aus dem Bauch heraus handelt, analysiere ich aus der Distanz. Wo sie Menschen um sich haben will, bin ich lieber allein. Ich habe zwar ihr breites Lächeln und ihre blonden Haare, aber ich wollte immer sein wie mein Vater: verkopft, verantwortungsbewusst, verhalten. Und genau wie er brauchte auch ich ihr Licht als Ausgleich. Früher hätte ich das nie zugegeben: Meine Mutter war wie eine Sonne, an der ich mich immer wärmen konnte.

Gleichzeitig machte mich niemand so wütend wie sie. Manchmal schrak ich zurück vor ihrer überschwänglichen Körperlichkeit. Erst als ich einen Mann heiratete, der so viel Wärme versprühte wie sie, musste ich mir eingestehen, dass ich ohne wohl doch nicht auskam.

Mein argentinischer Schwiegervater saß einmal am Küchentisch meiner Eltern, umklammerte schützend seine Kaffeetasche, während er meine herumwurschtelnde Mutter beobachtete, und sagte: »Wenn man bei deiner Mutter zu lange still sitzt, landet man in der Spülmaschine.« Es war die perfekte Beschreibung: Immer muss sie etwas aufräumen, sauber machen, kochen, einkaufen, besprechen, lösen, sich kümmern.

Bis heute ist meine Mutter am glücklichsten, wenn Besuch im Haus ist. Dann bereitet sie Essen zu, holt Kissen, weist meinen Vater an, Getränke zu bringen, springt auf, setzt sich wieder. Nur manchmal geht sie raus und greift zum Smartphone, um die Telegram-Nachrichten zu lesen, die alle paar Minuten hereinflattern. »Ab und zu brauche ich eine Pause und muss in meine Welt«, sagt sie. Ich verstehe das, auch ich flüchte mich ab und zu in mein Smartphone. Und gleichzeitig will ich es nicht verstehen.

Früher habe ich immer gesagt, mein Vater ist der Kopf und meine Mutter der Bauch, zusammen ergeben sie einen kompletten Menschen. Manchmal versuchte ich, meinen Vater gegen meine Mutter auf meine Seite zu ziehen, vergebens: Vor uns drei Kindern waren sie eine geeinte Front.

Seit meine Mutter an Verschwörungstheorien glaubt, hat sich in unserer Familie die Rollenverteilung verschoben. Meine Eltern mögen zwar noch immer die gleichen Dinge – in die Berge fahren zum Beispiel, Inneneinrichtung mit viel Glas und Leder, sich um die Enkelkinder kümmern. Doch in der Familiendynamik stehen jetzt vier gegen eine.

Früher habe ich oft die Grenzen meiner Eltern ausgetestet, mir die Haare in wilden Farben gefärbt, mich nachts zu Partys rausgeschlichen. Heute ist meine Mutter die rebellische Teenagerin, die den Rest der Familie als denkfaul und blind bezeichnet und gern mit krassen Aussagen provoziert. Sie hat Ideale, will die Welt verändern, und wir halten verzweifelt am Status quo fest. So sieht sie das jedenfalls.

Sie ist für mich als Person mit den Jahren immer größer geworden, nicht kleiner. Sie überschattet alles.



Mein Vater wiederum wurde weicher, er telefoniert jetzt auch mal länger mit uns, manchmal spricht er sogar über Gefühle. Ein bisschen hat er die Rolle meiner Mutter als zusammenhaltende Kraft in der Familie übernommen. Über die Sorge um meine Mutter haben wir eine noch engere Verbindung zueinander gefunden, mein Vater und ich. Der Draht zu meiner Mutter ist brüchig geworden. Um ihr nahe sein zu können, muss ich meine Wut unterdrücken, einen Teil ihres Wesens ausblenden. Als würde ich mir in ihrer Gegenwart ein Auge zuhalten.

Jeder in unserer Familie hat eine eigene Erklärung, woher das mit meiner Mutter kommt. Meine jüngste Schwester glaubt, es sei passiert, weil sie nach dem Auszug von uns Kindern plötzlich zu viel Zeit gehabt habe und aus Langeweile im Internet herumgesurft sei. Mein Vater glaubt, die Anschläge vom 11. September 2001 seien der Auslöser gewesen. Jedenfalls hatten sie damals zum ersten Mal richtig viel Streit.

Er sah sich die Videos der einstürzenden Zwillingstürme an, die sie ihm vorsetzte. Doch als er ihr erklären wollte, warum ihm die darin aufgestellten Thesen nicht schlüssig erschienen, begriff er, was wir alle noch würden lernen müssen: Argumente überzeugen meine Mutter nicht mehr. Mit ihr zu diskutieren hat etwas Masochistisches, als würde man einen Fisch mit der bloßen Hand zu fangen versuchen. Ihre Attacken werden sofort persönlich: »Denk doch einfach mal nach! Das müsstest du als Ingenieur doch wissen!« Meinen Vater, der sein Leben lang Situationen aufgrund von Fakten bewertete, trieb das zur Weißglut.

Für mich begann die Wandlung meiner Mutter schon Anfang der Neunziger, als sie die Krankengymnastik aufgab und sich erst zur Heilpraktikerin und dann zur Homöopathin ausbilden ließ. Bei niemandem löste das damals Alarm aus. Im Gegenteil, Familie, Freunde, Nachbarn, alle ließen sich von ihr mit Globuli behandeln. Und ich war stolz, dass meine Mutter mit absoluter Gewissheit wusste, was uns fehlte und was dagegen zu tun war. Mein Vater unterstützte ihre damalige Entscheidung, meine jüngste Schwester nicht mehr impfen zu lassen. Das Wort »Impfgegner« kannten wir zu der Zeit noch nicht.

Rückblickend war es der Punkt, an dem meine Mutter nicht nur der Schulmedizin, sondern dem gesamten evidenzbasierten System der Aufklärung den Rücken kehrte. Es galt nur noch, was ihr aus dem Bauch heraus als wahr erschien.

Wir wohnten zu der Zeit schon in dem Haus mit Garten in dem ruhigen Münchner Vorort, in dem meine Eltern heute noch leben. Damals standen in der Nachbarschaft noch mehr alte Giebelhäuser und weniger Villen im Toskanastil oder kubistische Einfamilienhäuser. Die Menschen arbeiteten als Unternehmensberater, Architekten, Pharmavertreter oder Ärzte, sie segelten und fuhren Ski.

Aus Sorge um die Gesundheit der Familie begann meine Mutter, sich als eine der Ersten in der Nachbarschaft für den Umweltschutz zu interessieren. Biosupermärkte gab es noch keine, doch einmal die Woche lieferte ein örtlicher Biobauer eine Gemüsebox, die bei uns Kindern verhasst war, weil sie sechs Monate im Jahr hauptsächlich aus Kohl bestand. Im Flur lag ein Block mit Aufklebern – für Autos, die den Fahrradweg zuparkten.

An die erste Turbulenz in unserer vorstädtischen Ruhe erinnere ich mich noch genau, auch das war Anfang der Neunziger, als Flüchtlinge der Jugoslawienkriege in unsere



Nachbarschaft zogen. Meine Mutter sammelte Kleider und Spielzeug und schimpfte mit mir, als ich nicht mit einem jugoslawischen Jungen spielen wollte, der neu in meine Grundschulklasse gekommen war. Damals wählte sie noch die Grünen. »Bis zum Kosovo-Krieg oder zum Afghanistan-Krieg, ich weiß es nicht mehr«, sagt sie heute. »Jedenfalls bis der gute Herr Fischer sagte, wir gehen da jetzt rein.«

Sie hat uns Töchtern diese Werte mitgegeben – und dann eine Kehrtwende gemacht. Heute sind die Grünen für sie eine Partei von Kinderschändern, und Tempo-30-Schilder sieht sie als persönlichen Affront. Muslime gehören nicht zu uns, und Geflüchtete sollten auch nicht mehr ins Land kommen, zu ihrem eigenen Schutz, denn der Kulturschock mache sie nur unglücklich. Wählen geht sie schon seit Jahren nicht mehr, wegen des »korrupten Parteiensystems«.

Homöopathie praktiziert meine Mutter bis heute, doch mit den Jahren kam noch einiges dazu. Zuerst die Bioresonanz, eine Art postmodernes Voodoo, mit dem man über einen Blutstropfen auf einem Taschentuch den Menschen heilen will. Dann Quantenheilung, die per Handauflegen Energiefelder im Körper neu ordnen soll. In ihrem Brita-Filter schwimmen bis heute kleine Glasröhrchen, die die Energie des Wassers verändern sollen.

In der Familie lachten wir immer über die Lehrer meiner Mutter, die wir »die Gurus« taufte und die auf mich wirkten wie platonische Liebhaber: ihr erster Homöopathie-Ausbilder zum Beispiel, oder der russische Geistheiler Grigori Grabowoi. Ich war ein bisschen eifersüchtig auf diese Männer. Mein Vater gibt zu, es damals auch gewesen zu sein. Schließlich sprach meine Mutter ständig von ihnen.

In unserer Familie gab es nicht viele Regeln, dafür aber ein paar unumstößliche. Donnerstags mussten wir unsere Zimmer aufräumen. Die Küche machten die sauber, die nicht gekocht hatten, also meistens die Kinder. Und jeden Abend mussten wir um 19 Uhr zu Hause sein, um gemeinsam zu essen. Diese Familienzeit war heilig.

Vielleicht hat jede Familie eine eigene Form von Humor. Wir jedenfalls nutzten die Abendessen, um uns gegenseitig aufzuziehen. Jeder bekam sein Fett weg: mein Vater wegen seiner ungelungen Witze. Ich, weil ich eine Besserwisserin war. Meine Schwester, weil sie bei jeder Geschichte ausschweifte. Doch am härtesten traf es in meiner Erinnerung meine Mutter. Wir machten uns über ihre neuesten Ansichten lustig, dichteten Lieder über ihre Gurus. Manchmal war sie ein bisschen eingeschnappt. Meistens lachte sie mit.

Ich habe mich manchmal gefragt, ob wir sie mit unseren Witzen damals schon ausgegrenzt haben, sie sich dadurch weiter radikalisiert hat. Ob wir sie hätten ernster nehmen sollen, damit sie sich diese Bestätigung nicht anderswo sucht. Aber als ich sie vor ein paar Wochen danach fragte, war sie ganz überrascht, nee, sie habe sich damals nicht ausgeschlossen gefühlt.

Kurz nach Beginn der Finanzkrise im Jahr 2008 fing meine Mutter an, Lebensmittel zu bunkern. In den Wäscheschränken lagerten plötzlich riesige Dosen mit eingelegtem Obst und Eintöpfen der Münchner Metzgerei Vinzenzmurr. Das war deshalb so bemerkenswert, weil meinen Eltern Ordnung so wichtig ist, dass sie noch nie irgendetwas freiwillig im Haus gelagert hatten.



Die Prioritäten meiner Mutter änderten sich. Sie war überzeugt, das Geldsystem werde zusammenbrechen, der Euro werde abgeschafft und der Goldstandard wieder eingeführt. Natürlich nicht ohne Hyperinflation. Täglich redete sie damals auf Familie und Freunde ein, wir sollten Wertpapiere verkaufen und unser Geld in Gold anlegen. Der eine oder andere folgte sogar ihren Ratschlägen, die Situation war beängstigend, sie schien gut informiert zu sein.

Bei einem unserer vielen gemeinsamen Skiurlaube spielten wir »Wer bin ich?«. Wir schrieben Namen von Menschen auf Zettel und klebten sie uns gegenseitig auf die Stirn. Mein Vater hatte für meine Mutter »Mario Draghi« ausgewählt, den damaligen Chef der Europäischen Zentralbank. Meine Mutter hasste ihn wegen seiner Zinspolitik mit Leidenschaft.

Als sie sich den Zettel von der Stirn riss, ohne den Namen erraten zu haben, wurde sie furchtbar wütend. »Dieses Arschloch klebst du mir an den Kopf!«, fuhr sie meinen Vater an. »Weißt du, was das für Energien sind, die da übertragen werden?« Den Rest des Abends sprachen sie kaum miteinander.

Mein Vater hätte übrigens »Angelina Jolie« erraten sollen. Auch er kam nicht drauf und war fast genauso sauer, obwohl er eigentlich nichts gegen Angelina Jolie hat. Wie meine Mutter war er wütend, dass wir eine Person ausgewählt hatten, mit der er so wenig gemein hat – und dass er sie nicht erraten hatte. Wie sie nahm er es persönlich. »Ihr passt schon richtig gut zusammen, ihr zwei«, sagten meine mittlere Schwester und ich und schüttelten die Köpfe.

Ich selbst lebte zu dieser Zeit schon seit zehn Jahren im Ausland, hatte mein Politikstudium in London längst abgeschlossen und leitete nun ein Magazin in Barcelona. Und trotzdem erlebte ich diese Zeit als eine Art Emanzipation. Ich beschloss zum ersten Mal ganz bewusst, meiner Mutter nicht mehr zuzuhören.

Ich habe meine Mutter auch als Erwachsene noch oft um Rat gefragt, wenn ich krank war oder in Schwierigkeiten. Mit ihrer praktischen Art erkannte sie meist sofort mein Problem und wusste, wie es zu lösen war. Doch als sie mich überzeugen wollte, das kleine Wertpapierdepot von meinen Großeltern mitten im Kurseinbruch zu verkaufen, verstand ich, dass sie jetzt statt von Pragmatik von Ideologie geleitet wurde. Ich ignorierte ihren Rat. Und ich merkte, es tat mir gut.

Das war der Grundstein der Mauer, die ich die nächsten Jahre zwischen mir und meiner Mutter aufbaute. Eine Mauer, die es mir erlaubte, nicht mehr mit ihr darüber zu diskutieren, ob Grapefruitkernextrakt nun wirklich eine Blasenentzündung heilen kann. Die Mauer heißt »Nein«.

Dass sich ihre Prophezeiungen bisher nicht bewahrheitet haben, macht meiner Mutter übrigens überhaupt nichts. »Ich glaube immer noch, unser Geldsystem bricht zusammen«, erklärte sie mir, als ich sie für diesen Text zu der Zeit nach der Finanzkrise befragte. »Natürlich wird diese Umstellung Unruhe erzeugen. Es kann sein, dass man nicht an sein Bankkonto kommt und die Lebensmittelgeschäfte geschlossen werden.« Für den Fall, dass der Strom ausfällt, schickte sie uns kürzlich per Amazon einen Campingkocher. Sie lässt ihre Familie nicht allein.



Wenn meine Mutter erklären soll, wie sie auf ihre Theorien und Zukunftsvorhersagen kommt, spricht sie von der Hellsicht, die sie seit ein paar Jahren erlernt. Das sei eine Art Bauchgefühl, kombiniert mit logischem Denken.

Früher hatte meine Mutter tatsächlich ein unheimlich gutes Bauchgefühl. Sie sagte oft intuitiv genau das Richtige. Als meine jüngste Schwester eine Zeit lang schlecht in der Schule war und es deshalb viel Ärger gab, nahm meine Mutter sie in den Arm und sagte: »Wir lieben dich auch noch, wenn du auf die Hauptschule musst.« Meine Schwester sagt heute noch, sie wird diesen Satz niemals vergessen.

Mit 12 oder 13 litt ich an Schlafstörungen. Nachts lag ich wach und wurde mit jeder Minute angespannter. Was, wenn ich nicht genug Schlaf bekomme? Wenn ich morgen in der Schule zu müde zum Lernen bin? Irgendwann berichtete ich weinend meiner Mutter davon. »Dann gehst du halt morgen nicht in die Schule«, sagte sie. An den Satz denke ich bis heute, wenn ich nicht schlafen kann. Ich weiß nicht, ob sie mich dabei in den Arm genommen hat. Aber in der Erinnerung fühlt es sich immer so an, als hätte sie es getan.

Wenn ich meiner Mutter heute sage, dass ich schlecht schlafe, dann erzählt sie mir von den Schumann-Frequenzen, die sich gerade verändern, weil die Welt im Umbruch sei. Auch sie schlafe deshalb schlecht. Es ist schon lustig: Seit meine Mutter glaubt, sie könne hellsehen, kann ich mich auf ihr Bauchgefühl nicht mehr verlassen. Seit sie zu wissen glaubt, was das Beste für uns ist, sieht sie nicht mehr, was wir wirklich brauchen.

Wenn ich sie frage, wie sich ihrer Meinung nach die Beziehung zwischen ihr und mir verändert hat, klingen ihre Antworten wie Achselzucken. Sie ist da wie ich etwas ratlos. Wir stünden nun mal auf unterschiedlichen Seiten, da könne man nichts machen. Ihrer Liebe, da ist sie sich sicher, tue das keinen Abbruch.

Anfang der 2010er-Jahre dann wurde meine Mutter eine glühende Anhängerin Wladimir Putins. Für meine Schwestern, meinen Vater und mich war Putin weit weg. Abstrakte Probleme. Zu Weihnachten versuchte ich, für sie einen der berühmten Putin-Kalender zu ergattern, die der Kreml jedes Jahr herausgibt. Putin mit nacktem Oberkörper auf einem Pferd, Putin mit nacktem Oberkörper beim Angeln, Putin, diesmal angezogen, wie er mit einem Welpen schmust.

Als mein Vater an Heiligabend ein verpacktes Geschenk von meiner Mutter in den Händen hielt, fragte er vorsichtig, worauf er sich jetzt gefasst machen müsse. »Eine russische Flagge«, antwortete meine Schwester. Wir lagen am Boden vor Lachen. Meine Mutter tat beleidigt: »Ihr seid doch alle doof, echt.« Aber auch sie musste schmunzeln.

Dann kam 2015, und plötzlich war überhaupt nichts mehr lustig.

Normalerweise schreiben Menschen erst über ihre Eltern, wenn diese tot sind. Das macht es einfacher. Einerseits, weil man sie mit etwas Abstand besser verstehen kann. Andererseits, weil die Beschriebenen es einem nicht mehr übel nehmen können. Sie können nicht mehr sagen: »Das habe ich aber anders in Erinnerung!« Und man kann sie besser schützen. Über die eigenen Eltern zu schreiben, wenn diese noch leben – das ist ein Drahtseilakt.





Als ich meinen Vater fragte, ob ich über ihn und meine Mutter schreiben dürfe, zögerte er. Seine Privatsphäre ist ihm wichtig, und da käme ja schon viel Persönliches raus, sagte er. Am Ende stimmte er zu. Ihm helfe es, meinte er, über Angehörige von Verschwörungstheoretikern zu lesen. Er hoffe, mit dem Artikel wiederum anderen helfen zu können.

Meine Mutter sagte sofort Ja. Das überraschte mich nicht. Sie mag Aufmerksamkeit. »Aber unter einer Bedingung: Ich will nicht in die rechte Ecke gestellt werden!«

Später fragte ich sie, warum ihr das so wichtig sei. Sie antwortete, man könne sie ruhig als rechts einordnen. »Aber nicht als das, was in eure Köpfe eingetrichtert wurde: Alles, was in Richtung konservativ geht, ist böse, böse, böse.«

Für mich ist dieser Text auch eine Suche. Nach Antworten, nach Zuneigung. Nach einem Bekenntnis. Ich liebe meine Mutter, aber ich verstehe sie nicht. Ich könnte einen ähnlichen Satz formulieren, wie ihn meine Mutter damals meiner Schwester gegenüber formuliert hat, etwa: »Ich liebe dich auch noch, wenn du abdriftest.«

Es fällt mir bis heute schwer, zu beschreiben, was mit meiner Familie passierte, nachdem im Sommer 2015 Hunderttausende Geflüchtete über die deutschen Grenzen gekommen waren. Plötzlich konnten wir nicht mehr lachen. Jetzt ging es nicht mehr ums Ausland oder um abstrakte Prinzipien. Die Sache wurde persönlich.

Es war, als hätte meine Mutter einen Dämon, der auf ihrer Schulter schlummerte und den bestimmte Triggerwörter weckten. Im Sommer, es war das Jahr 2016 oder 2017, saßen meine Schwestern und ich bei meinen Eltern auf der Terrasse, unter der begrünten Pergola. Wir hatten gegrillt, die Stimmung war gut. Meine Schwester erzählte beiläufig vom Schwulen Straßenfest in München, auf dem sie ein paar Tage vorher gewesen war. Plötzlich verzerrte sich das Gesicht meiner Mutter. »Die holen da mitten auf der Straße ihre Schwänze raus und blasen sich gegenseitig einen«, spie sie aus. Meine Schwester war so schockiert, dass sie unter Tränen das Haus verließ.

In den darauffolgenden Jahren gab es ständig Streit zwischen meiner Mutter und uns Töchtern. Wir schrien uns an, fielen uns gegenseitig ins Wort, knallten Türen, beendeten Telefongespräche mitten im Satz. Wir brachen wochenlang den Kontakt ab. Meine Schwestern und ich fühlten uns in unseren Werten verraten. Wir waren doch Europäerinnen, feministisch, unabhängig, alle irgendwie linksliberal. So waren wir erzogen worden. Und plötzlich machte unsere eigene Mutter ins andere Lager rüber. Böse, böse, böse.

In den Jahren zuvor hatte ich mich von meiner Mutter distanziert. Jetzt schien es, als sei sie an der Reihe. Als habe sie genug von ihrer Rolle als unterstützende Mutter und wolle endlich mal ihre Meinung sagen. Als habe sie genug vom Bauch, als wolle sie nun auch einmal der Kopf sein.

Es war die Zeit, in der ich glaubte, meine Mutter zu verlieren. Sie hatte uns Töchter immer unterstützt. Nun fing sie an, unsere Lebensweise zu kritisieren. »Mir tun die jungen Frauen heute so leid«, seufzte sie regelmäßig. »Ihr müsst alle arbeiten und habt keine Zeit, euch um eure Kinder zu kümmern.« Gleichzeitig schwärmte sie von Frauen, die in meinem Alter schon viel mehr geleistet hatten. Das saß.



Es war auch die Zeit, in der mein Vater in Rente ging und die Mutter meiner Mutter zu der Überzeugung gelangte, er werde sich nun trennen. Ihr Radikalismus, gekoppelt mit ihrer Rechthaberei, das könne doch kein Mensch aushalten. Vergangenen Sommer hörte ich zufällig, wie er zu seiner Schwiegermutter sagte: »In meinem Alter lässt man sich nicht mehr so leicht scheiden. Wäre ich jünger, würd ich's mir vielleicht überlegen.« Ich war überrascht, dass mein Vater über eine Trennung je nachgedacht hatte. Als ich ihn ein paar Wochen später direkt darauf ansprach, sagte er, er versuche nun stattdessen, die Situation gelassener zu sehen: »Vielleicht muss ich halt mehr mein Ding machen. Vielleicht fange ich noch das Golfspielen an.« Golf passt nun wirklich nicht zu ihm. Es erinnerte mich an etwas, das er mir vor Jahren mal gesagt hatte: »Deine Mutter kann ich sowieso nicht ändern. Also muss ich an mir arbeiten.«

Meiner Mutter hingegen hat der Gedanke an eine Trennung noch nie Sorgen bereitet. »Wenn er gehen will, dann geht er – das ist sein freier Wille«, sagt sie.

Und als ich einmal beide fragte, was sie eigentlich noch zusammenhalte, antwortete sie: »Die Liebe. Es gibt nix anderes.« Und er: »Tja, gut, wir mögen uns schon« – auf diese Art, in der nur mein Vater Liebe ausdrücken konnte.

Mein Vater hatte recht schnell eine Taktik entwickelt, mit den Wirrungen meiner Mutter umzugehen. Er hatte erkannt, dass für meine Mutter der Inhalt zweitrangig war, während ihn vor allem die Form ärgerte. Dass meine Mutter sich zuerst auf ihre Wahrheit festlegte und dann die passenden Argumente suchte – also genau andersherum, als er das aus den Naturwissenschaften kannte. Er verlor hinter all den Parolen dennoch nie den Blick auf den Menschen, der meine Mutter für ihn war und noch immer ist. »Das ist ihr hilfloser Versuch, sich mit den Schwierigkeiten der Welt zurechtzufinden«, sagte er.

Mein Vater glaubt, meine Mutter habe sich nie ernst genommen gefühlt, auch nicht von seiner Mutter und ihrem eigenen Vater. Und auf ihrer Suche nach Selbstbehauptung habe ihr Pendel eben zu weit ausgeschlagen.

Früher, sagt meine Mutter, da war ihr die Meinung anderer Leute wichtig. Heute sei sie stark genug, sich von anderen nicht mehr beeinflussen zu lassen. Ich verstehe das so: Je mehr Gegner sie hat, desto kraftvoller fühlt sie sich.

Daraus entsteht natürlich für meinen Vater ein Dilemma: Wenn meine Mutter sich umso mehr radikalisiert, je weniger sie sich verstanden fühlt, müsste er ihre Ansichten ernst nehmen oder sich wenigstens ernsthaft mit ihnen auseinandersetzen. Aber das kann er nicht mehr. Deshalb tut er, was wir alle tun: Er schiebt den Verschwörungsglauben meiner Mutter beiseite wie Spinnweben, um nicht die Frau aus den Augen zu verlieren, in die er sich vor über 40 Jahren verliebt hat.

Heute schaut meine Mutter sich abends im Bett YouTube-Videos an, im Schlafzimmer unterm Dach, während mein Vater auf dem großen Fernseher im Keller die Nachrichten sieht. Es ist ein passendes Bild: Im Medienkonsum haben sich meine Eltern nicht nur inhaltlich, sondern auch räumlich so weit wie nur möglich voneinander entfernt.



Meine Mutter liest besonders gern das Blog *Sternenlichter*, betrieben von einer Astrologin aus der Nähe von Kiel. Sie verlinkt und kommentiert Meldungen von bekannten neurechten, russlandnahen oder verschwörungsaffinen Medien wie den *Deutschen Wirtschafts Nachrichten*, *Epoch Times*, *Sputnik*, *Tichys Einblick*, RT Deutsch und *KenFM*. Dazwischen postet sie immer wieder Horoskope und astrologische Deutungen des Weltgeschehens. Eine Mischung aus Esoterik, Weltuntergangsstimmung und Rechtspopulismus.

Jedes Mal, wenn ich auf meinem Smartphone eine Nachrichtenseite aufrufe, höre ich meine Mutter die Meldungen in ihrer eigenen, konträren Sichtweise kommentieren. Es ist, als hätte ich eine Standleitung in ihre Filterblase. Wie in einem Zeichentrickfilm sehe ich mich auf der Erde stehen, während meine Mutter kopfüber auf der anderen Seite des Bodens klebt, in einem Paralleluniversum, in dem zwar genau das Gleiche passiert, aber das Gegenteil bedeutet.

Meine Mutter findet, wir sollten uns mal alle nicht so haben. *Sternenlichter* sei auch nichts anderes als die Zeitungen meines Vaters. »Du hast deine Quellen, ich habe meine«, sagt sie ihm jedes Mal, wenn er »ihre Wahrheiten« kritisiert. Mein vernünftiger, gemäßiger Vater wiederum hat mir letztes erzählt, er habe schon mal darüber nachgedacht, ihren Computer zu demolieren. Natürlich weiß er, dass das nichts bringt.

In unserer Familie denkt übrigens niemand, dass meine Mutter psychisch krank sei. Ich glaube, mit so einer Erklärung machten wir es uns auch zu einfach.

Im März 2020 kamen uns meine Eltern in Berlin besuchen. Am Abend zuvor hatte Kanzlerin Merkel ihre erste Pressekonferenz zum Coronavirus gegeben und die Bürger zur Vorsicht ermahnt. Mein Vater und ich dachten an die Bilder aus Norditalien, checkten jede Stunde die Nachrichten und fühlten uns mulmig. Meine Mutter hingegen war aufgeregt. »Ihr werdet schon sehen, was jetzt kommt«, sagte sie immer wieder.

Die folgende Woche war surreal. Während das öffentliche Leben um uns jeden Tag weiter heruntergefahren wurde, bereitete sich meine Mutter auf den Umsturz vor. Als die Bundesministerin Julia Klöckner in einem Fernsehinterview sagte, sie müsse ins Kanzleramt »zum Chef«, sprang meine Mutter vom Sofa. »Habt ihr das gehört? Die hat es selbst gesagt! Die Merkel ist weg!« Einen ganzen Abend lang wiederholte sie das. Ich hatte keine Lust, ihr zu erklären, dass Kanzleramtschef Helge Braun gemeint war. Es hätte wieder nur Streit gegeben.

»Mama! Stopp! Nein!«, sagte ich jedes Mal, wenn meine Mutter irgendwas zu Corona sagen wollte. Redete sie trotzdem weiter, ging ich aus dem Zimmer.

Mein Vater versuchte, meine Mutter abzulenken. Morgens spielten meine Eltern mit meinen einjährigen Zwillingstöchtern, nachmittags gingen sie mit ihnen in den Park. Dazwischen suchten sie nach Dingen in meiner Wohnung, die sie reparieren oder putzen konnten. Sie sind noch ein Paar, weil sie sich an gewisse ungeschriebene Regeln halten. Meine Mutter schließt die Küchentür, wenn sie mit ihren Freundinnen wegen Corona oder Trump telefoniert – sie ist ein großer Fan von ihm. Sie benutzt Kopfhörer, um im Wohnzimmer YouTube-Videos anzusehen. Und wenn mein Vater sie trotzdem hört, faltet er seine Zeitung zusammen und geht in sein Büro.



Ein paar Tage vor den US-Präsidentenwahlen fuhr ich mit meiner Familie wieder einmal zu meinen Eltern. Der Zeitpunkt war reiner Zufall. Es war mein Mann, dem zuerst auffiel, dass wir die Wahlnacht mit meiner Mutter verbringen würden.

Meine Mutter und ich verstehen uns wieder besser, seit ich Kinder habe. Sie fordert so viel Aufmerksamkeit, dass ihr weniger Zeit fürs Internet bleibt. Und sie kümmert sich mit so viel Hingabe um meine Töchter, dass ich in ihr plötzlich wieder die alte Mutter sehe – warm und fröhlich.

Trotzdem hatten wir im März einen kurzen Streit über Donald Trump gehabt. »Der wird die Wahl haushoch gewinnen!«, sagte sie mir. »Da wette ich 100 Euro dagegen«, erwiderte ich und bereute es sofort, denn ich war mir meiner Sache überhaupt nicht sicher. Aber das sagte ich ihr nicht. Wir gaben uns die Hand drauf.

Jetzt, im November, fragte mein Mann gleich nach unserer Ankunft, wer denn nun die Wahl gewinnen werde. »Trump, of course!«, antwortete meine Mutter enthusiastisch.

Die nächsten Tage sprachen mein Vater und ich nur leise über das Thema. Meine Mutter kommentierte abfällig die guten Umfragewerte für Joe Biden.

Am Tag nach der Wahl war sie euphorisch. »Who won? Who won?«, stichelte mein Mann alle paar Stunden. »Weiß man noch nicht«, flüsterte ich. »Trump!«, rief meine Mutter im Vorbeigehen, einen Wäschekorb im Arm.

Ich war deprimiert, mein Vater gereizt. Meine Mutter fand das lustig. Doch im Laufe der Woche schlug ihre Stimmung um. Sie wurde erst leise, dann schimpfte sie lauthals über Wahlbetrug. Als die großen Medienhäuser Joe Biden letztendlich zum Wahlsieger erklärten, schlug meine Mutter laut Schubladen zu und ließ wütend Geschirr scheppern.

Ich war erleichtert, aber richtig freuen konnte ich mich nicht. Ich wollte sie beschützen, als wäre sie ein Kind. Sie hatte so viel Hoffnung gehabt die vergangenen Jahre, und so verrückt das klingt, sie glaubte ernsthaft, in den USA komme jetzt mit Biden ein Kinderschänder an die Macht. Ich war selbst erstaunt darüber, doch sie tat mir ein bisschen leid.

Nach unserem Besuch versuchte sie, mir am Telefon zu erklären, dass Donald Trump die nächsten vier Jahre weiterhin Präsident sein werde, weil das Universum es so wolle – bis ich sie unterbrach und auflegte. An unsere Wette habe ich sie bisher nicht erinnert. Es geht mir nicht ums Rechthaben, ums Gewinnen. Viel lieber wäre ich meiner Mutter wieder nahe, ohne mich verstellen zu müssen.

**Hinter der Geschichte: Kati Krause, 38, musste beim Schreiben an einen Satz ihrer Schwester denken: »Unsere Mutter beschwert sich, sie dürfe nicht sagen, was sie denkt – dabei sind wir es, die sich ständig selbst zensieren, um Streit zu vermeiden.« Mit diesem Text hat unsere Autorin die Selbstzensur aufgegeben – und ist gespannt, wie ihre Mutter reagiert. Immerhin vertrauen sie sich noch: Die wörtlichen Zitate musste sie ihren Eltern nicht vorlegen.**



REPORTER:INNEN  
forum